

Die gewachsene Fassade : zur äusseren Erscheinung des Engadinerhauses

Autor(en): **Meili-Senn, Claudia / Seifert-Unerkovich, Ludmila**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Kunst + Architektur in der Schweiz = Art + architecture en Suisse = Arte + architettura in Svizzera**

Band (Jahr): **57 (2006)**

Heft 2: **Bauernhausfassaden = Les façades des maisons rurales = Facciate di case coloniche**

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-394337>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die gewachsene Fassade

Zur äusseren Erscheinung des Engadinerhauses

Generationen von Schweizern ist das Engadinerhaus seit Kindertagen ein Begriff: Prominent gestaltet durch Alois Carigiet in Selina Chönz' Geschichte vom Schellen-Ursli, hat es sich dem Bewusstsein eingeprägt als ein Bau von wuchtiger Körperlichkeit, eingebettet in ein dichtes Gefüge gleichgearteter Häuser, umrahmt von einer imposanten Berglandschaft. Man erinnert sich an riesige Tore ebenso wie an kleine, malerisch über die Fronten verteilte Trichterfenster und sich über die Mauerflächen ziehende Sgraffiti.

Das von Carigiet transportierte Bild' (Abb. 1) mag künstlerisch überhöht erscheinen, doch nährt es sich wesentlich aus der Realität. Seiner charismatischen Erscheinung verdankt das Engadinerhaus jenen hohen Grad der Vermarktung, der ihm seit geraumer Zeit widerfährt. Die Bündner Tourismusindustrie etwa verbreitet sein Bild in einem Masse, das dazu verleiten könnte, ihn als den am weitest verbreiteten Haustyp Graubündens misszuverstehen. Fast möchte man annehmen, beim Engadinerhaus handle es sich – wie beim Schweizer Chalet – um ein Kunstprodukt, erfunden, den architektonischen Wunschtraum von Touristen zu befriedigen. Das Gegenteil ist der Fall; das Engadinerhaus als Typus gehört – auch wenn es erst im 19. Jahrhundert begrifflich gefasst wird – in dem Moment, als der Fremdenverkehr im Engadin eine Rolle zu spielen beginnt, bereits der Vergangenheit an. Es ist von seinem Ursprung her ein ruraler Bau und in seiner Ausformung wesentlich an die Bedingungen eines bäuerlichen Umfeldes geknüpft. Die äussere Erscheinung des Engadinerhauses in seinem historischen Kontext verständlich zu machen, ist Thema der folgenden Ausführungen.

Der Typus

Nach heutigem Kenntnisstand ist der im 15./16. Jahrhundert entstandene Typus des Engadinerhauses² das Resultat eines Konzentrationsprozesses, in dessen Verlauf ehemals frei stehende,

den verschiedenartigsten Zwecken dienende Gebäude additiv³ zu einem geschlossenen Ganzen zusammengefasst wurden. Dabei wuchsen nicht nur das Feuerhaus, das Schlafhaus, die verschiedenen Vorrathshäuser und der Ökonomietrakt zusammen, auch Laube und Hof wurden dem Gebäudegrundriss eingegliedert. Die so ins Haus integrierten ehemaligen Aussenbereiche erhielten neben ihrer ursprünglichen Nutzung die Funktion von internen Strassen, die zu den ins Haus einbezogenen Eingängen von Stall und Scheune führten. Die exklusive Erschliessung des Wirtschaftstrakts durch den Wohnbau und die dadurch gegebene Vereinigung der beiden Teile in baulicher *und* funktionaler Hinsicht sind das eigentlich Besondere an dem hier zur Diskussion stehenden Typus; diese Aspekte unterscheiden ihn von allen übrigen Profanbautypen im Alpenraum.

Der Konzentrationsprozess der Bauten wird begleitet durch ein Siedlungsmuster, das sich in Zentren verdichtet. Vormalig verstreut in Weilern und Einzelhöfen stehende Häuser beginnen sich vermehrt in Siedlungskernen zu gruppieren. Verschiedene ineinander greifende Faktoren sind für diese Entwicklung massgebend.⁴ Beschleunigend wirken konjunkturelle und demografische Wachstumsperioden wie auch die Wiederaufbauphasen nach kriegsbedingten Verwüstungen. Parallel dazu verlaufen die Umstellung auf eine zentralisierte Landwirtschaft und die sich daraus ergebende Spezialisierung der Fahrkultur, eine Tendenz zum Wechsel von Klein- auf Grossvieh und die in Graubünden starke Neigung zur Kommunalisierung.⁵

Die einmal ausformulierte Hausform sollte im Engadin zu einer «propagierten Tendenz» werden und bis zum Ende des 18. Jahrhunderts «Alleingültigkeit»⁶ erlangen; die Ablösung durch andere Formen erfolgte im 19. Jahrhundert. Die funktionale Verschmelzung von Wohn- und Ökonomietrakt stand in eklatantem Widerspruch zu den Hygieneidealen einer bürgerlichen Wohnkultur, die sich damals auch in bäuerlichen Gebieten durchzusetzen begann. Mischnutzungen sollten zusehends vermieden werden, Mensch und Vieh nicht mehr den gleichen (Keller-)Eingang benutzen.

Das Raumprogramm

Die Fassade des Engadinerhauses kann als Spiegel der asymmetrischen Anordnung der einzelnen Funktionseinheiten im Innern gelesen werden. Deshalb erscheint es zentral, die spezifischen Funktionen an dieser Stelle kurz zu erläutern. Der Ökonomieteil konstituiert sich aus Stall und Scheune, die räumliche Grundaussstattung des Wohnbaus besteht beim Engadinerhaus aus Stube und Küche, Spense, Schlafkammer und Kellern sowie den zwei erwähnten, hallenartigen Durchfahrten. Diese sind übereinander angeordnet, der Gang zur Scheune – *Sulèr* genannt – liegt ebenerdig, jener zum Stall – die *Cuort* – im Boden vertieft. Die Gruppierung der einzelnen Raumeinheiten innerhalb der Umfassungs-

mauern variiert, sie ist von topografischen und siedlungsbaulichen Aspekten sowie von allfälligen, den Bau determinierenden Vorgängergebäuden abhängig. Im Idealfall (Abb. 2) sind die Räume im Erdgeschoss in einer Linie entlang des *Sulèr* angeordnet in der festen Reihenfolge Stube, Küche, Spense; die Stube befindet sich immer an der Frontseite des Gebäudes, neben dem Eingang. Sie bildet mit der über ihr liegenden Schlafkammer eine aus Kant-hölzern gefügte konstruktive Einheit, die auf den Mauern des Stubenkellers aufliegt. Im Untergeschoss reihen sich beim Idealtypus, entsprechend der Grundrissdisposition im Erdgeschoss, an einer Flanke der *Cuort* drei in einer Zeile gruppierte Kellerräume an. Der *Sulèr* ist in der Regel durch ein Tor an der Giebelseite des



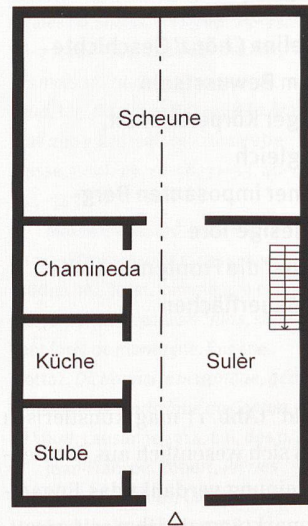
1

1 Engadinerhaus, Illustration von Alois Carigiet in Selina Chönz' «Schellen-Ursl», Erstausgabe 1945.

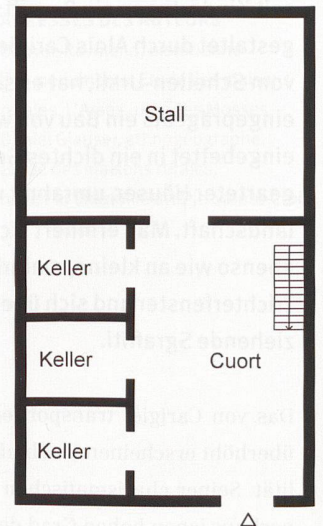
2a, b Engadinerhaus, schematischer Grundriss des Idealtyps.

3 Zernez-Brail, Haus des 16. Jahrhunderts. – Der Ökonomietrakt mit aufgetrölter, d. h. aus Rundhölzern gefügter Scheune stellt einen denkbar grossen Kontrast zum steinernen Wohnteil dar und lässt den Gesamtbau als heterogenes Gebilde erscheinen.

4 Susauna, Eckpfeilerbau. – Der Eckpfeilerbau bildet seit dem 17. Jahrhundert die für Stallscheunen gängige Konstruktionsart. Diese bedeutet eine optische Angleichung von Wohn- und Wirtschaftstrakt.



2a, b



5 Cinuos-chel, Haus von 1719 mit Stallscheune des Arkaden-Typus, wie sie im 18. Jahrhundert Alleingültigkeit erhält. – Der in seiner äusseren Gestalt der Physiognomie des Wohntraktes angegliche Ökonomietrakt ist nun vollständig in den rechteckigen Grundriss des Wohnteils integriert und unter dasselbe Satteldach gestellt. Es resultiert daraus ein regelmässiger Baukubus, ein stattliches Volumen von geradezu herrschaftlichen Ausmassen. Dessen Geschlossenheit wird durch die sich über alle Fassaden ziehenden Sgraffiti zusätzlich verstärkt.

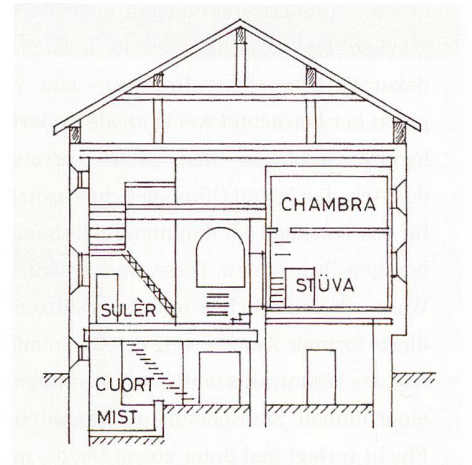
6 Schematischer Schnitt durch ein Engadinerhaus. Gut erkennbar die Niveauunterschiede im Innern, die auch die Gestaltung des Äusseren determinieren.

Gebäudes erschlossen; die Position des Cuorteingangs variiert, er liegt entweder halbgeschossig vertieft neben dem Sulèrtor oder an einer Seitenfront des Hauses.

Das elementare Raumprogramm liess sich je nach Bedarf erweitern. Platz für zusätzliche Räumlichkeiten – etwa Schlafräume für Mägde und Knechte, weitere Vorratskammern oder eine unbeheizte Sommerstube mit repräsentativer Ausstattung, wie man sie in reicheren Häusern antrifft – bot der gegen das Dach und die Scheune ehemals offene Raum im Obergeschoss. Ursprünglich ragte in diesen nur das Strickwerk der Kammer hinein.

Der Baukörper und seine Fassaden

In seiner äusseren Erscheinung erfährt das Engadinerhaus im Lauf der Zeit eine entscheidende Wandlung.⁷ Anfänglich präsentierte es sich als ein höchst heterogenes Gebilde, seine Gestalt widerspiegelte damit jene Zusammenstückelung disparater Teile, die dem Typus eigen ist. Sogar die im Wohntrakt integrierte, zwei-stöckige Holzkonstruktion trat zu Beginn aussen sichtbar hervor und hob sich dadurch deutlich von den sie umgebenden gemauerten Teilen ab. Bereits im 16. Jahrhundert ging man dazu über, den Strickbau mit einer Bruchsteinschale zu ummanteln; wo dies sekundär geschah, wurde die Vormauerung zuweilen auf Konsolen abgestützt und diese durch Bögen miteinander verbunden.



Die Massnahme dürfte einerseits wärme- und brandschutztechnisch begründet gewesen sein, doch hatte sie andererseits auch auf das Aussehen des Wohntrakts eine tief greifende Auswirkung, in dem Sinn, als dieser Steinbau homogener in Erscheinung trat. Das in seinem Repräsentationswert erhöhte Gebäude signalisierte einen – zumindest gewissen – Wohlstand der Hausbesitzer.

Hauptverantwortlich für die ursprüngliche Heterogenität des Baus war allerdings die Art, wie sich der Ökonomieteil zum Wohnbau verhielt. Der auf dem gemauerten Stall ruhende Scheunenaufbau war ursprünglich aus Rundhölzern gestrickt (Abb. 3), bildete also allein von der Konstruktionsart her einen Kontrast zum steinernen Wohnbau. Der Wirtschaftstrakt wies zudem in der Regel eine zum Wohnteil verschiedene Kubatur auf und stand meist nicht in dessen Flucht. Seit Beginn des 17. Jahrhunderts wurde die aufgetrölte Scheune zunehmend verdrängt von wetterbeständigeren und statisch stabileren Bauten bestehend aus vier gemauerten Pfeilern, deren Zwischenräume mit horizontal liegenden Rundhölzern oder Bohlen ausgefüllt waren (Abb. 4). Zwar glied sich der Ökonomieteil durch die Zunahme des gemauerten Anteils dem Wohntrakt optisch an, doch blieben die beiden Baueinheiten immer noch klar voneinander unterschieden. Die Eckpfeilerbauten waren zwar grösser als ihre Vorgänger, stimmten aber weder in der Höhe noch in der Breite mit dem Wohnbau überein. Häufig standen sie versetzt zum Wohnteil und hoben sich volumetrisch als eigenständige Baukörper von diesem ab.

In einem nächsten Schritt allerdings wurde die bis anhin polygonale Baumasse zu einem geschlossenen Baukörper umgeformt. Aus der Eckpfeilerscheune entwickelte sich seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein neues Modell, bei dem die Scheunewände – in Analogie zu den Portalen des Wohntrakts – mittels grosser Rundbogenöffnungen gegliedert wurden (Abb. 5). Anfänglich verschalte man diese noch mit groben Bohlen, später mit dekorativ ausgesägen Brettern – eine vom praktischen Standpunkt her betrachtet wenig ideale Änderung.⁸ Ästhetische Überlegungen erhielten offensichtlich Vorrang. Die Mauerzone über den Arkaden ist mit Öffnungen durchsetzt, welche die Luftzufuhr für das Trocknen der dahinter auf Bühnen aufgestellten Korngarben gewährleisteten. Diese sind gestalterisch den Fenstern des Wohnteils angeglichen und unterstützen so die offenbar intendierte formale Annäherung des Ökonomieteils an die Physiognomie des Wohntrakts und damit das Aufgehen der beiden Teile zu einer Einheit. Stallscheune und Wohnteil sind nun in die gleiche Flucht verlegt und unter *einem* Dach – meist einem Satteldach – vereint.

Das Verhältnis innen – aussen

Wird der Baukörper im Laufe seiner Entwicklung in seiner Gesamtform immer regelmässiger und in sich geschlossener, so bleibt die innere Einteilung doch heterogen. Letztlich lässt sich an der Fassade, an den verschiedenartigen Öffnungen, an ihrer An-

zahl und Lage, immer der asymmetrische Grund- und Aufriss ablesen, der sich hinter den Umfassungsmauern verbirgt (Abb. 6). Entsprechend hat bei frei stehenden Gebäuden jede der vier Hausseiten eine andere Gestalt. An der Hauptfront drückt sich die durch das Innere vorgegebene Unregelmässigkeit am stärksten aus (Abb. 7, 8). Die eine Fassadenhälfte wird bestimmt durch das mächtige, meist korbboigige Portal zum Sulèr, dessen Höhe und Breite durch seine Funktion als Einlass für heubeladene Wagen vorgegeben ist. Liegt der Eingang zur Cuort an derselben Seite wie die Sulèreinfahrt, wird der Niveauunterschied zwischen den beiden Toren von einer Stützmauer überbrückt, die meist zu einer Sitzbank ausgebildet ist. Auch das Tor zur Cuort erfordert als



7



8

Zugang zu den Ställen eine gewisse Dimension, angepasst an die Grösse des Viehs und kleinerer Fahrzeuge. In der anderen Fassadenhälfte, wo sich die beiden Stubenfenster mit dem Kammerfenster zu einem Dreieck gruppieren, sind die Maueröffnungen im Vergleich zu den Portalen sehr kleinteilig, was sich wiederum aus der Funktion der dahinter liegenden Räume erklärt: Aus wärmetechnischen Gründen wurden die Wohnräume niedrig gehalten, die Schlafkammer brauchte zudem nicht eigentlich belichtet, sondern nur belüftet zu werden, wodurch sich die Fensteröffnung auf eine blosser Luke reduzieren liess. Der für das Engadinerhaus so typische, später zum blossen Motiv verkommene trichterförmige Einschnitt der Fenster ist ebenfalls auf pragmatische Überlegun-

gen zurückzuführen. Die Verbindung von ursprünglich äusserst kleinen Fenstern – bedingt durch das Bemühen um möglichst geringen Wärmeverlust und die Kostbarkeit des Glases – mit den bei Engadinerhäusern auffallend starken Mauern war für die Lichtverhältnisse im Innern problematisch. Durch die konisch vertieften Leibungen konnten die Öffnungen künstlich erweitert werden, die Lichtreflexion an den weiss gekalkten Schrägen optimierten die Belichtung des Raumes zusätzlich.

Im Erdgeschoss war das Fassadenbild gezwungenermassen asymmetrisch, im oberen Bereich war man im Platzieren der Öffnungen beweglicher und konnte diese bei Bedarf einer äusseren Fassadengliederung unterordnen. Die Fassaden in ihrer Gesamt-

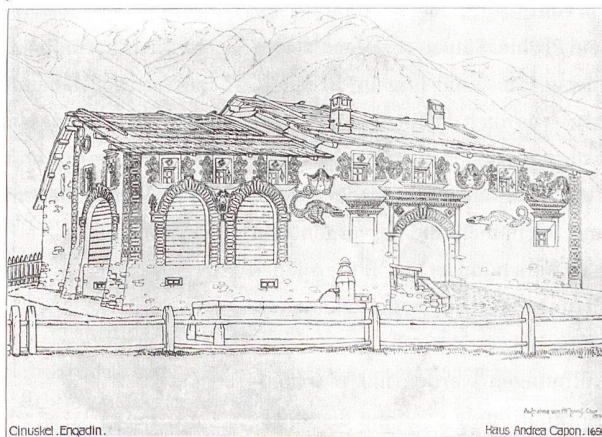
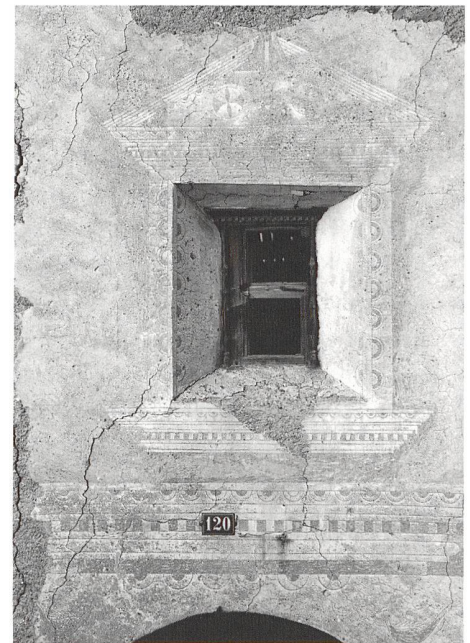
7 Ciuos-chel, Sulèrportal (heute im Restaurant Chesa Veglia, St. Moritz), 17. Jh. – Entsprechend der Bedeutung des Sulèrportals als Haupteingang wurde das dazugehörige Tor aufwändiger gestaltet als jenes der Cuorteinfahrt. Im Bild ein besonders reich geschnitztes Exemplar, das eine Ahnung vermitteln mag, in welchem Ausmass das Sulèrtor als Blickfang die Hauptfront zu dominieren vermochte.

8 Ardez-Surèn, Haus mit bunten Malereien und Pseudosgraffito, Hauptfassade. – Die Hauptfront wird akzentuiert durch die versetzt angeordneten Einfahrten in Sulèr und Cuort und die verschiedenen grossen, unregelmässig eingefügten Trichterfenster, welche die asymmetrische Innenaufteilung widerspiegeln.

9 Ciuos-chel, Detail einer Sgraffitodekoration (zerstört), 1. Hälfte 17. Jh. – Im 17. Jahrhundert werden die filigranen Sgraffitodekorationen durch solche strengen, wuchtig-repräsentativen Charakters abgelöst. Die Umrahmungen der Maueröffnungen sind als illusionistische Kleinarchitekturen in klassischer Formensprache mit stark profilierten Gesimsen, Pilastern und vollständigen Gebälken gestaltet.

10 S-chanf, Stabwerkfenster, 17. Jh. – Die feine Schreinerarbeit des Holzrahmens ist typisch für das 17. Jahrhundert; sie bildet einen reizvollen Kontrast zu den umgebenden Mauerflächen.

11 Ciuos-chel, Haus Cappon, Ritzdekoration, 1659, Zeichnung von Hans Jenny, 1913. – Diese Dekoration ist in ihrer Üppigkeit für das ganze Oberengadin einzigartig. Die Loslösung der Sgraffito-Komposition aus der strengen architektonisch-geometrischen Bindung kennzeichnet die Ritzdekorationen im dritten Viertel des 17. Jahrhunderts.



heit blieben aber, auch wenn zeitgemässe Einflüsse nach einem stringenteren Aufbau strebten, in gewissen Bereichen unregelmässig, das Zweckmässige und Funktionale war der Vereinheitlichungstendenz stets unterlegt. Dadurch blieb immer eine Lebendigkeit und Mehrdeutigkeit bewahrt.

Die Fassaden des Hauses beziehungsweise des Wohntrakts leben vom Zusammenspiel zweier sich kontrastierender Elemente: der ruhigen Flächigkeit der verputzten Mauern einerseits und der durch die ins Mauerwerk vertieften Öffnungen hervorgerufenen Plastizität andererseits, die durch ihre asymmetrische Anordnung noch verstärkt wird (Abb. 10). Erker, die nach aussen meist die Stuben signalisieren, und zum Teil kunstvolle schmiedeeiserne Gitter vor den Vorratsräumen setzen Akzente. Die Wirkung der ganzen Fläche wird zusätzlich verstärkt durch die Sgraffitodekoration.

Sgraffito

Vom 16. bis zum 18. Jahrhundert ist das *Sgraffito* die vorherrschende Fassadenzier im Engadiner Profanbau.⁹ Es handelt sich dabei um eine Technik der dekorativen Flächengestaltung, bei der aus einer feuchten, mit Kalk übertünchten Putzschicht durch Schaben, Kratzen und Ritzen Motive bis auf den darunter liegenden Grundputz freigelegt werden. Das Sgraffito verbreitete sich seit dem 14. Jahrhundert von Rom und Florenz nach Oberitalien und wurde im 16. Jahrhundert von italienischen Wanderkünstlern in die südlichen Alpentäler importiert. Es ist im Vergleich zur Wandmalerei ungleich widerstandsfähiger, weshalb es sich in Höhenlagen mit einem zwischen Temperaturextremen schwankenden Klima besonders empfiehlt. Die Engadiner Sgraffiti beginnen mit geometrischen Mustern spätgotischer Art, bereits gegen Ende des 16. Jahrhundert aber führt der Einfluss der Renaissance zu einer Übernahme des Formenvokabulars der klassischen Architektur (Abb. 9): Nachbildungen von plastischen Architekturelementen wie Quader, Gesimse und Profile, Säulen und Fensterverdachungen, daneben schablonierte Friese mit Engeln, Drachen, Delfinen und Ranken. Die Formen – wie auch die Ritztechnik selbst – sind stilistischen Änderungen unterworfen, doch bleiben es über alle Epochen hinweg immer die Hauptakzente der Fassaden wie Ecken, Maueröffnungen und Dachlinien, die hervorgehoben werden. Dies gilt auch noch im 17. Jahrhundert, der Blütezeit des Sgraffito im Engadin, als die Ritzungen für eine begrenzte Zeit zu einem über die Fassade gezogenen Netz gefügt werden: Grössere Flächen zwischen den Maueröffnungen werden mit frei komponierten, weder auf die Fensteranordnung noch auf die Stockwerkhöhen Rücksicht nehmenden Bändern oder figürlichen Darstellungen, Inschrifttafeln, Wappen oder Daten aufgelockert (Abb. 11). So unterstützen die Ritzungen einerseits die Körperlichkeit des Baus, den sie quasi einfassen, andererseits aber auch die Binnenstruktur der Fassaden, deren verschiedene Elemente sie umrahmen. Die Dekoration macht auch den sich vollziehenden

Wandel von einem heterogenen zu einem immer einheitlicheren Baukörper mit. Im 17. Jahrhundert umfassen die Sgraffiti zunehmend auch die Stallscheune, bis sie sich schliesslich in gleich bleibender Üppigkeit über den Ökonomietrakt ziehen und die Grenze zwischen den funktional unterschiedlichen Teilen durch Nichtbeachtung der Trennwand im Innern verwischen. Haus- und Scheunenwand erscheinen damit als einheitliche, gleichmässig ornamentierte Fläche, nicht mehr als tektonisch gegliederte Teile verschiedener Bauten. Die Unterschiede zwischen Scheune und Wohntrakt sind damit souverän aufgehoben (Abb. 5).

Der dörfliche Kontext

Die Entwicklung und die zunehmend repräsentative Aussengestaltung des Engadinerhauses muss in dem sich konstituierenden Dorfganzen mit seiner sozialen Ordnung verstanden werden. Die Hauptfassaden der Häuser sind auf zentrale Plätze oder Strassenzüge orientiert und sind Ausdruck eines verstärkten sozialen Zusammenhangs im Dorfgefüge. Das Haus hat sich zu behaupten unter lauter gleich gearteten, allerdings nie gleichen Gebäuden. Die Vielfalt der Erscheinungsformen und deren willkürlich scheinende Anordnung im dörflichen Ensemble, wie sie Alois Carigiets Engadiner Dorf zeigt, widerspiegeln tatsächliche Gegebenheiten. Jedes Engadinerhaus ist individuell und sucht auf seine Weise die Wiedergabe der gesellschaftlichen Rolle der Besitzerfamilie und seine eigene, optimale Stellung innerhalb der zur Verfügung stehenden Parzelle. Die agrarwirtschaftlich vital wichtigen Funktionen müssen in diesem Prozess immer gewährleistet bleiben, zudem muss Rücksicht genommen werden auf die topografischen Verhältnisse. Der Bezug zum öffentlichen Raum führt zu Einzelanpassungen am Gebäude: Vorspringende Stubenteile oder Erker erklären sich aus dem Bedürfnis, Sicht auf eine Stelle im Dorf von hoher sozialer Relevanz – wie einen Brunnenplatz – zu gewährleisten.

Die innerhalb eines immer gleich bleibenden Grundrisschemas sich vollziehende Vielfalt ist einerseits Zeichen für die ausserordentliche Anpassungsfähigkeit des Typus, andererseits macht die scheinbare Zufälligkeit im Kleinen wie im Grossen zu einem nicht unerheblichen Teil den Reiz der Häuser und der Dörfer im Engadin aus.

Résumé

La maison engadinoise séduit par son caractère imposant, ses vastes façades ainsi que ses fenêtres en entonnoir encastrées dans le mur, apparemment disposées de manière arbitraire sur les fronts du bâtiment. Les façades sont décorées de monumentales portes d'entrée et de sgraffites. C'est un corps de bâtiment (*Einhof*) qui offre la particularité de réunir sous un même toit l'habitation et dépendances agricoles en renonçant à des entrées séparées. Son aspect extérieur a évolué au cours des siècles: alors que les deux éléments assemblés étaient encore visibles au départ, la construction va peu à peu se transformer en un corps de bâtiment homogène, éminemment représentatif. Les façades permettent d'unifier les parties du bâtiment ayant des affections différentes, mais elles reflètent en même temps la disposition asymétrique des différentes unités fonctionnelles à l'intérieur.

Riassunto

La casa engadinese colpisce per la sua imponenza, per le ampie facciate e per le aperture a forma di imbuto inserite nella muratura e distribuite sui prospetti in modo apparentemente casuale. Le facciate sono marcate da porte d'ingresso massicce e da graffiti. La casa engadinese è in realtà un tipo di casa colonica (*Einhof*) che si distingue per l'unione sotto un unico tetto della parte abitativa e dei fabbricati di servizio, oltre che per la presenza di un solo ingresso. L'aspetto esterno si è evoluto attraverso i secoli: l'edificio, che in origine era visibilmente composto da più parti, si è fuso nel corso del tempo in un corpo di fabbrica omogeneo e altamente rappresentativo. Le facciate rendono uniformi le singole unità funzionali adibite a usi diversi, ma nello stesso tempo ne rispecchiano la disposizione asimmetrica all'interno.

ANMERKUNGEN

- 1 Selina Chönz, Alois Carigiet, *Schellen-Ursli. Ein Engadiner Bilderbuch*, Zürich 1945; das Buch fand in unzähligen Neuauflagen weite Verbreitung.
- 2 Der Begriff «Engadinerhaus» greift insofern zu eng, als sich die Verbreitung des damit bezeichneten Typus nicht auf das Engadin beschränkt. «Engadinerhäuser» finden sich auch in den angrenzenden Talschaften, im Bergell, im Albula- und Münstertal wie auch im oberen Vintschgau und in der Fortsetzung des Inntrales auf österreichischer Seite bis nahe an Innsbruck; vgl. Iachen U. Könz, *Das Engadinerhaus*, 4. überarb. Aufl., Bern 1994 (Schweizer Heimatbücher 191), S. 11–12.
- 3 Zum additiven Prinzip etwa: Christoph Simonett, *Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden*, 2 Bde., hrsg. von der Gesellschaft für Schweiz. Volkskunde, Basel 1965/1968 (Die

Bauernhäuser der Schweiz 1–2), Bd. 1, S. 179; Könz 1994 (wie Anm. 2), S. 19–20, S. 39–40; David Meili, *Schweizer Bauernhaus*, Zürich 1984, S. 81, 147; Peter Zumthor, *Siedlungs-Inventarisierung in Graubünden*, Castasegna/Chur 1981, S. 83–84.

- 4 Über die Entstehung des Engadinerhauses liegt kaum exakt datiertes Material vor (Dissertation in Vorbereitung durch Claudia Meili-Senn). Gesichert ist, dass steinerne Vorgängerbauten aus dem 14. und 15. Jahrhundert integriert wurden. Ein ausgegrabenes Haus einer Wüstung im Unterengadin belegt, dass auch im 16. Jahrhundert bereits auf bekannte Grundrisse zurückgegriffen werden konnte. Eine auffällige Datenlücke im 15. Jahrhundert lässt aber noch keine gesicherten Rückschlüsse zu auf die kontinuierliche Entwicklung dieses Vielzweckbaus; vgl. dazu: Mathias Seifert, Gianni Perissinotto, «Ausgrabungen in Silvaplana-Surlej»,

in: *Jahresberichte des Archäologischen Dienst Graubünden/Denkmalpflege Graubünden*, 2000, S. 88–96, und Claudia Meili, «Die Entwicklung des Engadiner Haustypus», in: *Bündner Monatsblatt*, 1993, Nr. 6, S. 411–444.

- 5 Zu den historischen Fakten, die den Typus und die Siedlungsentwicklung beeinflussten vgl. etwa Jon Mathieu, *Eine Agrargeschichte der inneren Alpen. Graubünden, Tessin, Wallis 1500–1800*, Zürich 1992, S. 146–154, oder Florian Hitz, «Gesellschaft und Wirtschaft im Spätmittelalter, 1350–1500», in: *Handbuch der Bündner Geschichte*, Bd. 1, Chur 2000, S. 215–243.

- 6 Zitate in Simonett 1965/1968 (wie Anm. 3), Bd. 1, S. 182 und 180.

- 7 Die Ausführungen zur äusseren Gestalt basieren wesentlich auf entsprechenden Kapiteln in dem von Ludmila Seifert-Uherkovich erarbeiteten Siedlungsinventar der S-chanfer Fraktionen Cinuoschel und Susauna (erscheint 2006).

- 8 In einer Zeitschrift wird die entsprechende Bauart zu Beginn des 19. Jahrhunderts sehr kritisch beurteilt: «Hübscher, aber weniger luftig ist diese Bauart und die breiteren Mauern schaden dem Heu, denn sie werden so feucht, dass das zunächst liegende in Fäulnis gerät» – zit. nach: «Landwirtschaft[liche] Beschreibung des Oberengadins (aus Nachrichten von Hrn. Hauptm. Bansi und anderen», in: *Der Neue Sammler, ein gemeinnütziges Archiv für Bündner*, hrsg. von der ökonomischen Gesellschaft daselbst, Jg. 6, 1811, Heft 4, S. 289–318, hier S. 316.

- 9 Im Unterengadin wird das Sgraffito im 18. Jahrhundert zugunsten der Buntmalerei verdrängt. Zum Bündner Sgraffito vgl. etwa Iachen Ulrich Könz, Eduard Widmer, *Sgraffito im Engadin und Bergell*, Zürich 1979; Simonett 1965/1968 (wie Anm. 3), Bd. 2, S. 113–126; Oskar Emmenegger, Markus Bamert, *Zur stilistischen und technischen Entwicklung des Sgraffito*, Zürich 1975.

ABBILDUNGSNACHWEIS

1: Aus: Selina Chönz, Alois Carigiet, *Schellen-Ursli*; © by Orell Füssli Verlag AG, Zürich. – 2, 4, 5, 9: Denkmalpflege Graubünden, Chur. – 3, 8: Aus: Christoph Simonett, *Die Bauernhäuser des Kantons Graubünden*, 2. Aufl., Basel

1987, S. 102, 142. – 6: Aus: Iachen U. Könz, *Das Engadiner Haus*, 4. überarb. Aufl., Bern 1994, S. 24. – 7: EAD, Neg. Nr. A. 10423/Repro; Aufnahme Folkwang-Verlag, Hagen (Westf.). – 10: Aus: Marc Antoni Nay, *Siedlungsinventar S-chanf*, Kantonale Denkmalpflege Graubünden, S-chanf/Chur 1998, S. 228. – 11: Aus: Hans Jenny, *Alte Bündner Bauweise und Volkskunst. Das Bauernhaus, Siedlungsbilder, Bergkirchen, Bäuerliche Klein-kunst*, Chur 1948, S. 53, Abb. 62

ADRESSEN DER AUTORINNEN

Claudia Meili-Senn, lic. phil. I, Historikerin und Germanistin, Salisstr. 7, 7000 Chur, claudia.meili@bluewin.ch
Ludmila Seifert-Uherkovich, lic. phil. I, Kunsthistorikerin, Bungertweg 2, 7000 Chur, ludmilaseifert@bluewin.ch